

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1916**

18 (19.1.1916) Unterhaltungs-Beilage zum Karlsruher Tagblatt

# Unterhaltungs-Beilage zum Karlsruher Tagblatt

(Nachdruck sämtlicher Artikel verboten.)

## Frieden.

Noch hallt die Welt von Kriegestoben,  
Noch läßt sein Leben mancher Held,  
Und dennoch wird der Vater droben  
Mit Frieden segnen seine Welt.

Wann kommt der Tag? Noch weiß es keiner,  
Ein jeder hofft und wünscht es nur,  
Ein Tag wirds sein, ein hoher, reiner,  
Wie ihn die Welt noch nicht erfuhr!

Wohl liegen Tausende in Schmerzen,  
Wohl gibts zu lindern manche Noz,  
Und dennoch schlagen aller Herzen  
In tiefer Dankbarkeit zu Gott!

Dann atmet auf die Welt von Sorgen,  
Und das, was wir so heiß ersehnt,  
Das singt und klingt im Friedensmorgen  
Und steigt empor als Dankgebet.

So sei's ein Tag der hehrsten Freude,  
Ein lichter, goldner Sonntag,  
An den die Welt, erköst vom Leide,  
In sel'ger Wonne denken mag.

Bom Himmel steigt ein Engel nieder,  
Wehrt allem Schreden, angetan  
Und spricht zur Welt: die Waffen nieder!  
Und ringsum könt's: Nun danket Gott!

Dann läßt die Glocken mächtig schlagen,  
Dann beugt Knie und Haupt und Hand,  
Und schaut gewaltig großes Tagen:  
Der Frieden zieht durchs deutsche Land!

Richard Tümmel.

## Der Gentleman.

Von Rudolf Hüb.

Gewisse Kreise unserer Zehntausend,  
Ich meine des Geldbentels, haben sich die edelste  
Mühe gegeben, ihn den Engländern nach-  
zumachen.

Die Mühe war von vornherein verloren.  
Der Gentleman ist ein Gebilde, an dem ganze  
Völker gearbeitet haben, wenn auch in der Mehr-  
zahl nicht freiwillig. Helatomben von Menschen  
sind geopfert, andere, nicht nur ungeschickte, was  
ja nichts Befagen wollte, sondern ungeschickte sind  
in ihrem Wesen vergriffen, ihres Menschentums  
entleert, damit sich der Gentleman herantreiben  
konnte.

Für uns, die wir nicht eingetrennt sind, gibt  
es in der Weltgeschichte kaum etwas verrückteres  
als das Verfahren der Spartaner gegen ihre  
Sklaven. Der Staat veranfaßte Jagden auf  
sie und machte sie betrunken, um die jungen  
Spartaner an Härte zu gewöhnen und vom  
Ernteaufwand zu befreien.

Die Engländer hatten eine Reihe von Völkern,  
war nicht förmlich, aber tatsächlich im Stande  
der Sklaverei, sie haben Sklavenhandel und  
Sklavenjagd in der fürchterlichsten Form begri-  
nnet, sie haben Chinesen durch Opium, Neger  
und Indianer durch Brauntwein zugrunde ge-  
richtet, sie haben die Völker Europas aufeinander-  
gebracht, sie tun das alles heute noch; sie verachten  
ihre Opfer, wie der Spartaner seine Sklaven.

Ich will mich hier nicht in Erörterung darüber  
verlieren, ob ein Staat einen Zweck hat oder um  
seiner selbst willen da ist. Der erste Fall scheint  
aus, denn die Engländer haben seit langer Zeit  
nichts mehr für die Welt geleistet. Keinen Ge-  
lehrten, Künstler, Denker hat der britische Boden  
in unserem Zeitalter gesegnet, den die Kultur  
nicht ohne Schaden, ohne es auch nur zu merken,  
entbehren könnte.

Ein Staat mag begrifflich noch etwas anderes  
als die Gesamtheit seiner Angehörigen sein, in  
der Wirklichkeit stellt er sich nur als diese dar.  
Es ist nicht anders: all die Opfer an Menschen-  
leben, Menschenglück und Menschenwürde sind  
gebracht, damit der Gentleman lebe.

Es war der Mühe wert.

Bei den alten Chinesen, die scharflich wuhien,  
was Aristokratie heißt, galten ungeschickte Klump-  
füßler die Füße und meterlange Krallen statt  
der Fingerringel als Merkmal der Bornehmheit,  
weil sie jede körperliche Tätigkeit offenbar un-  
möglich machten.

Bei dem Gentleman wäre das wegen des  
Sportes ein Übel. Zum Ausgleich hat sich die  
Züchtung mit gutem Erfolge bemüht, in ihm  
einen Menschen zu schaffen, dem es auf der  
Ehrer geschrieben steht, daß er sich niemals mit  
geistiger Arbeit befaßt. Es kann ja auch am  
Ende kaum ein Zufall sein, daß die geistigen  
Leistungen Mit-Englands in dem Augenblicke auf-  
gehört haben, wo der Gentleman fertig war.

Man sagt, er wäre der geborene Staatsmann.  
Wenn ein Staatsmann etwas leistet, so be-  
deutet seine Leistung mehr als die der anderen.  
Aber wie viele Staatsmänner gibt es denn, in  
England versteht sich, bei denen von einer Lei-  
stung zu reden ist? Etwas zu viele, daß sie die  
Merkmale des Gentleman irgendwie verän-  
derten?

Die Wirklichkeit hat immer Recht. Wenn ich  
einen echten Gentleman zeichnen könnte, brauch' ich  
nichts weiter zu sagen.

Nührt man als neugeborener Neferendat zum  
erstenmal das Protokoll, so lautet man Richter  
und Anwälte wie Eingeweihte einer tiefen und  
schwierigen Geheimlehre an. Diese Ehrfurcht  
gibt sich, wenn man sich an das herkömmliche  
Justizwesen gewöhnt und sich die bekannte  
außerliche, bald mechanisch wirkende Geschäfts-  
gewandtheit angeeignet hat, also bei einer nicht

allzu tief unter dem Durchschnitt liegenden Be-  
gabung reich.

In England haben nicht nur die Diplomaten  
und die Regierung, sondern auch die Mitglieder  
beider Häuser, die befanntlich mit sehr wenigen  
Ausnahmen zu den Gentleman gehören, ihre Ge-  
heimprache. Der Laie staunt, und wenn er sich  
hineingelesen hat, staunt er weiter, nämlich dar-  
über, wie gering auch heute noch die Weisheit ist,  
mit der man regiert.

Vielleicht ist es richtiger, zu sagen: gerade heute.  
Denn die kläglichen Ergebnisse der englischen  
Politik scheinen mir zum größten Teil daran zu  
liegen, daß man die überlieferten Weisheiten un-  
verändert angewandt hat, da doch die Welt, wie  
das nun einmal in ihrer Art liegt, eine andere  
geworden war.

Das mag auf sich beruhen. Schlußheit ist jeden-  
falls nicht Weisheit, sie beruht nicht auf geistiger  
Arbeit. Edward VII. war das Muster eines  
Gentleman und eines englischen Politikers. Sehr  
weit liegt es nicht hinter uns, daß nicht nur  
englische, sondern auch deutsche Schriftsteller, und  
es waren angegebene darunter, aus dem lustigen  
Krieg einen rabenunrauschten Weistunig mach-  
ten. Immerhin, sie liegt hinter uns, diese Zeit,  
in der die erfolgreichen Schlachttage, als Krieger-  
geister geieiert wurden; leider muß man vor-  
sichtigerweise hinzusetzen: einstmals.

Wenn der Gentleman Künste und Wissen-  
schaften förderte, so wirkte er nicht nur das Gute,  
er leistete auch etwas. Es wird ja noch nichts  
damit gefördert, daß der Wägen Geld hergibt;  
er muß es auch mit Verständnis tun, und das  
erwirbt sich nicht ohne geistige Arbeit. Aber  
man muß auch hier sagen, der Gentleman ist um  
seiner selbst willen da. Das Kunstmittel, das er  
der Welt schenkt, ist er selbst, wie er im Theater,  
auf dem Rennplatz, am Badestrand und Gott  
weiß wo in Erscheinung tritt, ausgestattet mit den  
erlehenen Stücken, die ihm sein Schneider, sein  
Schürter und wer sonst noch zu seinen Gehilfen  
zählt, geschaffen haben.

Im übrigen umgibt er sich nicht mit Kunst,  
sondern mit Komfort. Und seine Bauten er-  
heben sich kaum über einen geschmackvollen Kom-  
fort. Geschmack wird ihm ja überhaupt niemand  
abspreden.

Ich freue mich wirklich, daß ich den kleinen  
Schattenriss mit dieser Anerkennung beschließen  
kann. Es hätte doch etwas Gefühlsloses, sich ge-  
rade jetzt ganz und gar abspredend mit dem  
Gentleman zu befaßen. Er muß erschütternd  
wirken in seiner einfachen Schönheit. Ein Schau-  
spiel, das man mit Zucht und Mitleid ansehen  
müßte, wie die leider oder Gott sei Dank un-  
mögliche Tragödie Garujo vor leerem Hause.

Einen Auftritt aus der Tragödie „Gentleman“,  
der in seiner jermalnenden Wirkung fast über  
das ästhetisch Zulässige hinausgeht, haben wir mit  
Grausen von weitem erlebt: mehr als ein Gentle-  
man ist von seinem Beispiel so tief in der  
Abgrund gestürzt, daß er — geistlos ist.

Der verheerende Epilog des ganzen großen  
Schauspiels aber findet sich oder fand sich, man  
hat ja so manches von den alten Mäusen, bar-  
baren Sachen gefahren, in dem keipziger Kom-  
mersenbuche in Form einer kleinen Dichtung in  
Prosa. Ein Bruder Suidto von der alten  
Schule setzt dem Rektor auseinander, was jede  
Stunde des Tages und der Nacht von ihm fordert  
und fragt am Ende mit Recht: Nun, lieber Herr  
Rektor, sagen Sie mir, wo bleibt da Zeit zum  
Dehnen?

Man soll es nur nachschaffend erleben, sofern  
man dazu überhaupt im Stande ist, welchen Auf-  
wand an Zeit, Aufmerksamkeit, Kraft zur Ent-  
schickung der Gentleman allein auf seine Klei-  
dung verwenden muß, und man wird es nicht  
begreifen, daß er seine anderen Aufgaben, von  
der unerbürdigen Bekanntheit im Theater, bis  
hin auf zu dem Betteln auf dem Sattelplage,  
übrigens eine Tragödie in der Tragödie, so un-  
nachahmlich zu erfüllen vermag. Sich den Pflich-  
tenkreis eines großen Lord vorzustellen, soll  
man gar nicht versuchen. Es muß ein Studium  
dazu gehören, allein die verschiedenen Meister  
der Dienerschaft, da wir denn einmal über keinen  
würdigeren Ausdruck für diese edel stillierten  
Säulen vornehmer Häuser verfügen, anseinan-  
der zu kennen. Wird aber etwa dem Haushof-  
meister eine nicht in sein Ressort gehörige Lei-  
stung zugemutet, so kündigt er unerbitlich, und  
das will ja wohl etwas mehr befragen als bei  
uns ein Entlassungsgesuch des Reichstanzlers.

Wohin bin ich geraten?

Man gebraucht heut gern das Bild, daß der  
Dichter mit seinem Gegenstande ringe. Ich be-  
kenne mich niedrigerungen. Der Gentleman hat  
geiegt. Aus einer Fehdebeschrift ist eine Symne  
geworden. Auch das wird mir immer fraglicher,  
ob nicht bald nach dem Frieden die Versuche neu  
beginnen werden, ihn bei uns heranzubilden.  
An der ersten Vorbedingung wird es ja wohl  
auch bei uns nicht fehlen, an solchen, die still und  
entschlossen auf jede geistige Arbeit verzichten.

Nein, ich wage keinen Widerspruch. Es gibt  
ein Wort, das mich wie ein Messer schneiden und  
eben in der Wunde die Halklosigkeit, die innere  
Unwahrhaftigkeit meines Widerspruches offen-  
baren würde.

Mein Herr, Sie sind kein Gentleman!

## Ostpreussische Flüchtlinge.

Nachrichten von Katarina Polzky.

Von Betten bunte Leiterwagen, mit Flücht-  
lingen besetzt, ratterten dem Städtchen zu. Auf  
dem einen lagerte ein säuglicher Kranz verrotte-  
ner alter Weiblein in Wintermänteln und  
Pelztragen, die Geister hochrot von der glühenden  
Angustionne. Wenn andere Flüchtlinge bei  
ihrem Anblick inmitten aller Traurigkeit lächeln  
müßten, pflanzte sich dieses Weiblein wie ein Schw-  
ring in dem alten Frauenkranz fort. „Di-  
hilt...“, sicherte es wohl auch abweidend und doch  
verlegen aus mancher Pelztragen-umhüllungen  
Kehle. „Keine Ursache!“ sprach auch ärgerlich  
die eine oder andere. Auf Platz hinzuweisend,  
daß es wohl klüger sei, keine paar Sachen auf  
dem Leibe zu tragen, als sie den Ruffentzeln

zu lassen. Am erdrückendsten gekleidet war  
Jettchen, die Kirchenfrau. Nicht nur, daß sie  
den Wintermantel an hatte, sie trug auch ihre  
familiäre Leibwäsche an sich. So sah sie, ganz be-  
nommen von der Hitze, über und über rot im Ge-  
sicht, neben ihrer Freundin, der anderen Kirchen-  
frau. Alle saßen sie auf ihren bunten Betten-  
bündeln, in denen die Sparrassen- und Gefang-  
nische vergraben waren und ließen schweigend  
die Köpfe hängen.

Ein Weiblein nach dem andern verließ im  
Städtchen den Wagen, um irgendwo unterzu-  
schieben. Die beiden Kirchenfrauen stiegen vor  
dem Gasthaus „zum schwarzen Roß“ vom Ge-  
sährt. Freundlich empfing sie der Gastwirt. Jett-  
chens Bruder und die Frau schälten sie unter  
wortreichen Klagen aus ihren Vermummungen  
heraus. Und bei allem was man tat, lauschte  
man immer dem fernen Kanonendonner der  
großen Schlacht — der Schlacht bei Tannenberg.  
Denn die war im Gange.

Bald kam der große Sieg. „Im Schwarzen  
Roß“ versammelten sich Bürger und Soldaten,  
um ihn mit Bier und Reden zu feiern. In der  
Küche gab es viel zu tun. Geschäftig hantierten  
hier die beiden Kirchenfrauen, um sich nützlich zu  
machen; aber ihre Gedanken eilten bereits zur  
Heimat zurück. Denn schon hieß es: nun ist  
Sibirien von den Russen befreit. Vielleicht  
konnten sie schon morgen heimwärts ziehen.  
Hindenburgs großer Sieg erfüllte beide mit Ju-  
bel und mit Zuersticht. Die Kirchenfrauen wur-  
den ganz weilsig gesinnt und trällerten um die  
Wette das alte Lied von den drei Jägern, die  
ausgezogen, den weißen Hirsch zu jagen: „Piff,  
paff, Piff paff, tra-a —!“

„Herzaller — Jettchen, ich traue nicht meine  
Ehren“, sagte die Frau des Gastwirts zu ihrer  
Schwägerin.

„Man singt“, entgegnete Jettchen verächtlich.  
„Aber man singt, nicht frohlich. Man ist doch man  
bloß e arme Mischlingside. Kausgeworfen von  
de olle Kravaten.“

Schweren Schrittes stampfte ein alter Mann  
in die Küche herein. Mit bescheidenem Gruß  
nahm er die Mühe von seinem mächtigen lang-  
haarigen Haupt. Dicke eisgraue Locken umgaben  
das bartlose und wie aus grobem Holz gezim-  
merte Bauerngesicht. In seiner Rechten hat wie  
angewachsen der Krüchloz, die Linke hielt zitterig  
ein Schüsselchen. Einem Bettler gleich kam er  
sich so ein Abendbrot holen, das ihm zur Hälfte  
geschenkt wurde. Und war doch noch vor wenigen  
Wochen ein reicher Bauer gewesen! So tat der  
Krieg! Der Achtzigjährige wußte nicht, wo die  
Seinen waren, und die Seinen wußten nichts  
von ihm. Sein Sohn war allerdings im Krieg;  
aber Schwiegertochter und Entkelinder, mit denen  
er zusammen geschoben, waren auf der Flucht von  
ihm getrennt worden. Weiß Gott, wo sie sich be-  
fanden?! Der Alte sah immer stumpfsinnig  
geradeaus. Mit einem solchen Blick stand er auch  
in der Tür und streckte sein Schüsselchen vor.

Die Kirchenfrauen wühlten ihn an den Küchen-  
tisch. Sie gaben ihm reichlich, denn er hatte trotz  
aller Not einen gelegenen Appetit. Noch mehr  
Gäfte betrat die Küche: Freundinnen aus jenen  
alten Frauenbündel, den der Leiternwagen ins  
Städtchen gebracht hatte. Schweigend nahmen sie  
in einem Winkel Platz. Immer wieder trieb das  
Heimweh die Heimalosen zusammen.

Das Feuer im Herd wurde kleiner. Nun gab  
es nichts mehr zu kochen. Die Küche kühlte sich  
ab. Die beiden Kirchenfrauen setzten sich an den  
Herd. In ihren schwarzen Kleidern auf niedrigen  
Schemeln hockend, wärmten sie sich mit gesenkten  
Augenlidern den Rücken und die Hände. Sie  
trugen gleich den andern schwarze Kopftücher,  
die einen dunklen feinen Rahmen um die gelben Ge-  
sichter legten. Der Bauer schälte mechanisch seinen  
Mund, während seine Augen stumpfsinnig gerade-  
aus blickten. Der Abendwind ging kühl an den  
Häusern des Städtchens hin. Er verlor sich in  
den gelben Gärten vor dem Küchenfenster.  
Eine Kolbharke ließ ihre Klagen, blaffen Sch-  
lorde erklingen. Bei diesen Tönen erdrieten den  
alten Frauen buntel und öde, das Städtchen ihrer  
Verlust. Das Gärten des verbrannten Kirchentums  
erklang in ihren Ohren. Die Kirchen-  
frauen glaubten sich wieder zum Dienst gerufen.  
Eine erhob sich mechanisch — und setzte sich leuf-  
zend wieder hin. „Als ob unsere Gloden läuten-  
den?“ murmelte sie. „Die läuten nie mehr“, ent-  
gegnete die andere mit zitternder Stimme. Im  
Geiste betratn beide die verbrannte Kirche und  
läuberten das alte braune Gefühl. Und weinten  
unter den zerbrochenen Kaminen. Seelenlose Pupp-  
en saßen in schwarzen Kleidern an die weißen  
Herzklagen geklebt und wärmten sich. Die See-  
len waren dem Ruf der Geisteraloden gefolgt.

„Früher und schöner wird alles wieder auf-  
gebaut werden...“ murmelte die eine, aus ihrer  
Verstummtheit erwachend.

„Aber es wird nicht mehr die alte Heimat sein“,  
sprach plötzlich der bläuerne Bauer.

Alle erschrafen bei den plötzlichen, unerwarteten,  
dunnsen Worten des Alten. Zitternd hoben  
sich die Lider in den alten gelben Frauengesich-  
tern. Der Bauer hatte ein seltsames Lächeln im  
Gesicht. Es war das eines Menschen, der plötz-  
lich erkennt, daß er nirgends mehr zu Hause ist.

„Aber es wird nicht mehr die alte Heimat sein“,  
wiederholte die Verammlung im Stillerton.  
Stumm ließen alle die Köpfe hängen. Auch der  
Bauer sentte sein mächtiges Haupt. Die Schül-  
sel war leer. Er konnte gehen. Aber das Ge-  
fühl einer unjünglichen Verlassenheit hielt ihn bei  
den fremden Frauen fest. In der Gaststube lärmten  
die Gäste. Der Bauer dachte daran, daß sein  
Platz vor wenigen Wochen auch in der Stube  
gewesen war und nicht in der Küche. Der Krieg  
verhob die Plätze. Die schon fast verenden  
Baumzweige klopften mit barten Fingern an die  
Wauern des Hauses. Die Wärme rauschten. Zu  
Hause klang das ganz anders, dachten die Flücht-  
linge.

Die letzten Scheite Holz verbrannten mit einem  
bösen Zischen im Herd. So brannte vielleicht  
soeben der letzte Balken des Hauses herunter,  
das sie einst besüßigt hatte. Größer und schöner  
würde alles wieder aufgebaut werden. Aber —  
es würde nicht mehr die alte Heimat sein.

## Allerlei.

Polnischer Pfarrer und deutscher Offizier. Wir  
lesen in der „Tägl. Rundschau“: Es war in der  
russisch-polnischen Grenzstadt K. Wir waren in  
dem einzigen einermassen auf eingerichteten  
Gasthof abgeieigen. Obwohl es Mittagzeit war,  
war das Lokal nur wenig besucht; nur vorn an  
der langen Tafel saßen einige Offiziere der in  
K. garnisonierten Truppen. Uns gegenüber am  
Tisch saß ein katholischer Geistlicher des Landes  
mit seinem frauenrodartigen Gewande. Unser  
Begleiter — gleichzeitig unser polnischer Quartier-  
wirt in S. — fragte ihn, ob er vielleicht der Probst  
der dem Gehöft benachbarten Kirche sei. Der  
Pfarrer verneinte dies. Es fielen noch einige  
andere Fragen, und wir hatten uns schnell in  
ein Gespräch verwickelt. Der Pfarrer kam an  
unsern Tisch, und unsere weitere Unterhaltung  
lenkte sich bald auf den Krieg. Der Pfarrer er-  
zählte in sehr gebrochener Deutsch: Er sei aus  
einem größeren Dorf aus dem Innern von Auf-  
sch-Polen, und viel habe er erlebt, besonders als  
im Herbst 1914 die ersten deutschen Truppen durch  
sein Gebiet gezogen seien. Mein kleiner Ort, so  
führte er etwa aus, war von deutscher Einquartie-  
rung schwer befallen. Bei mir selbst lagen 20  
Soldaten und 1 Offizier im Quartier, doch ich  
habe die Last gern getragen. (Hierbei strahlte  
sein Gesicht.) Es war ein Dr. D. aus  
Karlsruhe, der als Hauptmann viele  
Tage bei mir wohnte. Wir waren in große  
Not geraten, die Lebensmittel in unserem klei-  
nen Ort drohten alle zu werden, ich selbst hatte  
kaum noch so viel, um mich noch auf eine Wode  
zu erhalten; aus den umliegenden Orten war  
gleichfalls nichts zu bekommen. Ich war in großer  
Sorge und vertraute schließlich mein Leid dem  
Offizier an. Wie war ich erstaut, als ich von  
ihm hörte, er erkläre sich bereit, innerhalb der  
nächsten drei bis vier Tage, wenn er wieder  
dienstlich mit dem Auto nach der deutschen Grenz-  
stadt D. fahren müsse, mir alles zu besorgen, was  
ich wünschte. Ich hatte nie an eine solche  
Freundlichkeit bei einem deutschen  
Offizier geglaubt. Hoderfrent schrieb ich  
alles, was ich für meinen Haushalt brauchte, auf  
und gab ihm den Zettel. — Doch es kam anders:  
Noch am selben Abend erhielt der Offizier den  
Befehl, sofort aufzubrechen und nach B. vor-  
zurücken. Die Sachen wurden gepackt, und ich  
sah traurig dem freundlichen Herrn nach, der noch  
beim Abschied bedauert hatte, meinen Wunsch  
nicht erfüllen zu können. — Ich war ganz  
verwundert, wo ich nun Lebensmittel herkomme  
sollte. Selbst um einige Hände voll Mehl  
zu bekommen, mußte ich stundenweise herum-  
schleichen. Da plötzlich, eines Tages morgens —  
es mochten nach dem Abschied des Offiziers etwa  
acht Tage her sein — hält ein Auto vor meiner  
Tür. Ein Soldat stieg aus, kommt in mein Haus  
und fragt, ob der Herr Pfarrer hier wohne. „Ja“,  
sage ich. „Der Herr Hauptmann D. läßt den  
Herrn Pfarrer grüßen und schickt hier alle ge-  
wünschten Lebensmittel, die er in D. hat besorgen  
lassen.“ — „Ich konnte nicht sprechen vor  
Freude, das ein deutscher Offizier  
so lieb sein konnte und — so froh der  
Pfarrer wörtlich — und wenn ich ihn sehe im  
Leben wieder, ich werde dankbar küssen den  
Mann.“ — Sichtlich bewegt hatte der Probst seine  
Erzählung beendet, er erhob sich schnell, denn der  
Kellner hatte ihm mitgebracht, daß sein Wagen vor  
der Tür stünde. So nahm er denn lebhaft Abschied  
von uns und, als wir ihn dabei erinnerten, doch keine  
große Schachtel mit 100 Zigaretten, die er sich  
eben hatte kommen lassen, nicht zu vergessen, da  
rief er kühnlich: „Ach bitte, bitte, behalten Sie,  
daß ich auch möchte einmal dankbar sein zu deut-  
schen Offizieren.“ Mit einem kurzen Gruß war  
er zur Tür hinaus.

Kriegsruhm auf dem Autographenmarkt. Der  
Preis von Autogrammen der französischen Truppen-  
führer hat in den letzten Monaten auf dem Pariser  
Autographenmarkt eine gewaltige Steigerung er-  
fahren. Während beispielsweise die Unterchrift  
Joffres vor seiner Ernennung zum Generalissi-  
mus mit 15 Francs bezahlt, und ein längeres  
Schreiben von ihm auch nicht höher als 40 Francs  
bewertet wurde, erbrachte ein Brief, den Joffre als  
Generalissimus an einen Freund gerichtet hatte,  
250 Francs, und ein längeres Schreiben, das Joffre  
einem verwundeten Leutnant, der sich besonders  
tapfer benommen, hatte zukommen lassen, wurde  
gar mit 800 Francs bezahlt. Auch der neuernannte  
Generalissimus des Cailletan besaß im  
Autographenhandel einen hohen Platz. Eine ein-  
fache Unterchrift von ihm wird mit 50 Francs, ein  
Brief je nach Länge bis zu 600 Francs bezahlt.  
Gallien's Autogramm galt, bevor er ins  
Kriegsministerium berufen wurde, 30 Francs; seit-  
dem er Kriegsminister ist, hat sich der Preis seiner  
Unterchrift vervielfacht. Aber nicht nur die Auto-  
gramme der Generale werden auf bezahlt; auch die  
der Politiker sind im Kurze gestiegen, ungeachtet  
der bedauerlichen Wahrnehmung, daß es auch ihnen  
verwehrt blieb, in letzter Zeit Vorbeeren zu pflanzen.  
So betrug beispielsweise für die Unterchrift Demus  
Cochins, bevor er Ehrenbürger von Aßen wurde,  
geringe Nachfrage, und wenn sich überhaupt ein  
Käufer fand, bedingte sie nicht mehr als 10 Francs.  
Heute ist eine Unterchrift Demus Cochins unter  
100 Francs nicht zu haben.

Kriegshumor.

Aus dem „Meldereiter im Sundaan“:  
In einem heißen Sommerlag kam ein Feld-  
geistlicher durch das Dorf K. geritten. Er  
hatte Durst, und da er Absinent ist, fragt er  
einen ihm gerade begegnenden Mann der dort  
liegenden Kompagnie, ob es hier irgendwo etwas  
Alkoholfreies zu trinken gäbe. Der Mann be-  
merkte, in seiner Kompagnie seien auch Abstinen-  
ten. Auf die Frage, ob er auch einer sei, an-  
wortete er: „Nein, i bin a Bager!“

„Wo sind die großen Männer Frankreichs?“,  
fragte in einer Volksversammlung zu Paris ein  
Redner mit Empfaße. „Warum regen sich die  
großen Männer Frankreichs nicht? Warum blei-  
ben sie kalt und unbeweglich bei der Not unsres  
Vaterlandes?“ „Weil sie in Bronze gegossen  
sind“, rief eine Stimme von der Gallerie. E. J.

